

Werk

Titel: Miscellen

Ort: Oppeln

Jahr: 1882

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?345616960_0004|log55

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Miscellen.

1. Die „Année littéraire“ des bekannten Voltaire-Feindes Fréron, die durch ihre häufige Erwähnung und ruhmvolle Schilderung Molières einigermaßen für den Hass gegen Voltaire und die Encyclopädisten uns entschädigt, bespricht in T. VII, p. 213—216 (1759) eins der damals so beliebten Todtengespräche, betitelt: L'Ombre de la Thorillière aux Elysées, Paris, 4^o, Quai de Gevrès 1759. La Thorillière, der bekannte Schauspieler der Molièreschen Truppe, trifft in der Schattenswelt den Molière und Régnard, welche er an ihrer „gaieté naturelle“ als ehemalige komische Dichter erkennt. „Nommez-vous tous deux,“ ruft er ihnen zu, „car il est aisé de s'y méprendre, les gens de goût vous assurent le même rang.“ Als sie beide diesem Verlangen entsprechen, wirft er dem Molière vor, dass er „des ouvrages au dessous de sa plume“ verfasst habe, dass die „détails“ derselben „trop bas“ seien, die „dénouements“ „trop brusques“, wenngleich man die „vérité des caractères“, das „comique des situations“, das „naturel des vers“ an ihnen bewundere. Etwas besser kommt Régnard weg. Ihm macht Pseudo-Thorillière nur die „trop de gaieté, trop d'épisodes, trop d'embarras“ seiner Stücke zum Vorwurf, doch sei der Styl in ihnen „pur“, die Personen „amusans“, der Inhalt „intéressant“. Mit sichtlicher Entrüstung weist der Referent der „A. l.“ diese „sottises“ zurück. Denn die komischen Autoren seien gewöhnlich weniger heiter, als die tragischen, weil erstere zu viel beobachten, prüfen und selbst spionieren müssten, während die tragische Dichtung keine Beziehung zum wirklichen Leben habe, ferner habe Niemand Molière und Régnard, das „génie“ und den „esprit“ gleichgestellt, noch seien die dem R. gemachten Lobsprüche unbegründet.

Von demselben Thorillière, der in dem ganzen albernem Todtengespräch nach Meinung der „A. l.“ als urteilsloser Schwätzer erscheint, wird ebds. III, S. 119 erzählt, dass er trotz Abratens Ludwigs XIV. Komödiant geworden sei. (?)

T. III, p. 232 ff. wird eine freie Nachdichtung von Albrecht Hallers Ode an Doris aufgeführt, die 1759 Duclos, ein franz. Kapitain, der am Hofe des Herzogs von Zweibrücken lebte, an Fréron gesandt hat. Dieselbe Ode war 7 Jahre früher ins Franz. übersetzt und in „Recueil des poésies allemandes de M. Haller“ aufgenommen worden. Der Referent der Zschr. lobt diese „imitation“ als „pièce élégante et voluptueuse“, und da die „Année littér.“ jedem Freunde der Litteratur zugänglich ist,¹⁾ so wird die Gelegenheit, sich von der Richtigkeit dieses Urtheiles zu überzeugen, keine zu schwierige sein. Auch sonst wird A. Haller in der „A. l.“ mit Auszeichnung und Sympathie erwähnt.

¹⁾ z. B. auf der Berliner und Dresdener Kgl. Bibl.

2. Bekannt ist allen Moliéristen die Erzählung Grimarests, Molière habe seine komischen Dichtungen, in ihren Effektstellen wenigstens, der Dienstmagd zur Begutachtung vorgelesen. Interessant ist es daher wohl, die ursprüngliche Form dieser Erzählung aus den „Bolœana“ des Monschesnay kennen zu lernen. „On dit,“ heist es dort, que Molière consultait sur ses vers jusqu'à l'oreille de sa servante, et je me souviens (der Autor lässt Boileau selbst reden) que Molière m'a montré aussi plusieurs fois une vieille servante qu'il avoit chez luy à qui il lisoit, disoit-il, ses comédies et il m'assuroit, que lorsque des endroits ne l'avoient pas frappée, il les corrigeoit, parce qu'il avoit plusieurs fois éprouvé sur son théâtre que ces endroits n'y réussissoient point.“ — So wenig ich auch für den authentischen Wert der „Bolœana“ plädieren möchte, so scheint mir der Bericht in dieser Form und namentlich die Motivierung der Handlungsweise Molières vieles für sich zu haben.

Wenig hervorgehoben ist, dass nach denselben „Bolœana“, Boileau den Terenz über Plautus und Molière gestellt habe, weil er nie „en faveur de la multitude“ schreibe, dass der Kritiker seinem Freunde Molière auch vorwerfe, er denke richtig, aber schreibe öfters inkorrekt, weil er zu sehr dem „premier essor de son génie“ folge und nie seine Werke wieder durchsehe. (?) Auch soll Boileau dem M. die „idée de la scène entre Trissotin et Vadius“ geliefert, das „Latin macaronique“ des „Malade imaginaire“ angegeben, und den „Avare“ über das plautinische Volksstück gestellt haben. Alles möglich, nur dass der Bewunderer der Molièreschen Verskunst die Prosa M.s über dessen Poesie gestellt habe (ebds. XXVI) ist schwer denkbar.

Ein Pariser Ketzengericht. (Moliériste, 4^{ème} Année, Nr. 38.) In die vielfach eintönigen *Détail*-Untersuchungen, welche der „Moliériste“ dem Andenken des grossen franz. Dichters widmet, hat Edmond Scherer einige Abwechslung gebracht durch einen vier Spalten langen Artikel des „*Temps*“ vom 19. März d. J. Sch. kritisiert nämlich den Styl Molières und Einzelheiten des „*Misanthrope*“ in einer Weise, die heutzutage kaum mehr Beachtung verdient und die vom wissenschaftlichen Standpunkte aus nur mit grösster Selbstbeherrschung ernst genommen werden kann. Todtschweigen war das beste Kampfmittel gegen Kritiken, die im 17. und allenfalls noch im 18. Jahrhdt. Beachtung fanden, heut aber ins Archiv der Molière-Litteratur „zu dem Übrigen gelegt werden“. Aus dieser Totengruft Herrn Scherer hervorgezogen und zum Helden eines ganzen Heftes gemacht zu haben, das ist das fragliche Verdienst der Redaktion des „Moliériste“. Sechs Artikel auf 26 Seiten sind es, welche die Elite der franz. Moliéristen den vier Spalten eines Journalartikels gegenüberstellt. So verschwenderisch würde nicht einmal der wortreiche, kampfesgelige L. Klein gewesen sein, und in dem Missverhältnis der Kampfmittel und des Kampfobjektes wird der „Moliériste“ nur von J. A. Barth sel. Andenkens übertroffen, der in seinem lustigen Trauerspiel: „Die Grabesbraut“ bekanntlich eine Batterie auffahren lässt, um das rechte Bein Tillys abzuschliessen. Doch — *risum teneatis amici*, der „Moliériste“ nimmt die Sache sehr tragisch. L' *Hérésie* de M. Scherer heisst der Kampfesruf, den in Artikel 1 die gesamte Redaktion des Moliériste erhebt. Sachlichen Inhalt hat dieser Artikel nicht, denn er schliesst mit dem freimütigen Geständnis, dass sich auf solche Kritiken eigentlich nichts erwidern liesse. *Aimer Molière* heist ein zweiter Kampfesruf, der nur das getreue Echo einer schönklingenden Stelle aus Sainte-Beuve

ist. Le Style de Molière benennt sich die Waffe, die sub 3 ein anonymes L..... (ich konjiziere: Loiseleur) gegen Scherer schwingt. Da wird die Sache schon wissenschaftlicher betrieben, aber was das 8pünktige L. uns über den Styl des grossen Dichters sagt, wird Niemand bezweifeln, der auch seinen Molière gelesen hat. Und aus einer Fachzeitschrift will man doch schliesslich etwas Neues erfahren, nicht bloss das „Repetitio est mater studiorum“ an sich selbst praktisch üben lernen.

Was die ernste Wissenschaft vergebens in heissem Ringen erstrebt, das pflegt ja die leichtgefögelte Dichterphantasie oftmals mühe-los davonzutragen; darum wohl macht Emile Morceau die 4 Spalten des Temps zum Gegenstand eines wenigstens drei Seiten langen poetischen Ergusses. Wie die alten Dichter sich an die Muse oder an eine andere Gottheit wandten, so singt Morceau zuvörderst den G. Monval, Redakteur der Zeitschrift, also an:

Vous qui devez aimer à rire,
 Mon très cher ami, très fervent,
 Aimant la vivante satire
 Honorant le rire vivant;
 Gardieu du marbre de Molière
 Où la bêtise use ses dents,
 A qui doit être familière
 La liste de tous les pédants, etc.

nenne du den „Vadius“ mit der Porzellanpfeife (?), der die vier Temp-spalten geschrieben. Und schöner nun, als einst der Kampf der Frösche und Mäuse geschildert worden, wird der Vadius Scherer und sein vierspaltiges „opus ære perennius“ verherrlicht.

Auf die Poesie des Herrn Morceau folgt nun — last, not least — die poetische Prosa des Herrn Th. Cart. Wie ein zürnender Dominikanermönch schildert er die gräulichen Ketzereien des leibhaftigen Satanas, E. Scherer, um endlich mit dem drohenden Rufe zu schliessen: „Que notre puissant critique y songe aussi: l'enthousiasme convaincu est une arme qui gagne plus de prosélytes que le froid scepticisme“.

Nun, der Proselytenmacherei bedarf Molière am wenigsten in Frankreich, und eine Fachzeitschrift ist am mindesten der geeignete Ort für enthusiastische Sermonen.

R. MAHRENHOLTZ.

La Marquise, Roman von M. Albert Delpit, Revue des Deux Mondes, 1 et 15 avril, 1 et 15 mai 1882. Während bei uns die Namen Feuillet, Daudet und Zola viel genannt werden, ist der Delpits dem grösseren Publikum völlig fremd; Zweck dieser Zeilen sei daher, auf diesen geistvollen Schriftsteller die Aufmerksamkeit des Lesers zu lenken und zwar auf seinen letzten Roman „La Marquise“, der in den April- und Mainummern der Revue des Deux Mondes dieses Jahres erschienen ist. Natürlich ist auch hier das Thema das bekannte: die Ehe, und somit fragt sich die Kritik: hat der Verfasser diesem Thema neue Seiten abgewonnen und welche sind dies? So liegt nun einmal die Sache. Wie in der Musik das Virtuosentum vorherrscht, so auch im französischen Roman das Virtuosentum in der psychologischen Entwicklung der Charaktere. Über die Berechtigung dieser Richtung wollen wir hier nicht streiten; Interessantes oder, wenn man will, Pikantes bietet sie uns jedenfalls in Fülle. Wäre nun unser Roman nur

ein solcher Ehebruchsroman, so würden wir schwerlich hier für ihn empfehlend sprechen. Das Wertvolle und Neue, das er bietet, ist die Zeichnung der Sitten in der höheren Pariser Gesellschaft und der ideale Standpunkt des Verfassers, der trotz aller Verworfenheit seiner Zeitgenossen an dem steten Fortschritt der Menschheit festhält. So glaubt er auch, dass der Fluch, den die Eltern durch Ehebruch auf ihre Kinder häufen, gesühnt und getilgt wird durch die Selbstüberwindung dieser. Delpits edle Absicht ist, zu zeigen, wie Kinder solch trauriger Verhältnisse durch den Egoismus der Eltern leiden. „Nous portons le fardeau des erreurs de nos parents,“ ruft die Heldin des Romans aus; „Si une femme, avant de mal faire, songeait que la conséquence de sa faute, c'est son enfant qui la subira.“ Damit ist das Wesen des Romans getroffen. Freilich fehlt auch hier die Schablone nicht, und es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, wenn in demselben Hefte, das den Schluss der Marquise bringt, an einer späteren Stelle (s. S. 459) der bekannte Kritiker Brunetière bei Gelegenheit der Besprechung von Pot-bouille Zola ein Verdienst daraus macht, gerade diese Schablone verlassen zu haben. „Et nous aussi,“ so ruft er aus, „comme nous étions un simple naturaliste, nous en avons assez de ce mari toujours bête et brutal, de cette femme toujours incomprise et victime, de cet amant toujours noble et beau, nous en avons assez, et par-dessus la tête.“ Und gerade so ist es in unserem Roman! Diane ist solch ein Opfer, der Marquis de Tandray, ihr Gatte, ein blasierter Wüstling, dem jede edle Regung abgeht, Maximilien Danglars, der kühne Afrikaforscher, das Ideal eines Mannes im Sinne Dianes. Und doch ist hier noch ein Weiteres hinzugethan, das uns die Schablone vergessen macht, so dass wir den beiden Helden, Diane und Maximilien, ein so lebhaftes Interesse schenken. Das ist der Sieg über sich selbst, der um so mehr gilt, als er der zugute kommt, die das Lebensglück der Liebenden zerstört hat, der Mutter Dianes, Catherine de Morère. Wenn man nun aber das Sündenregister dieses Weibes aufstellt — wir wollen chronologisch verfahren, damit wir nichts vergessen —, wie sie M. Sorbien, Maximiliens Vater, einem braven Offizier, mit kaltem Hohn am Hochzeitsabend erklärt, sie trage von einem ihrer Anbeter ein Kind — Diane — unter ihrem Herzen, und ihn dadurch zum Selbstmord treibt, wie sie dann den edlen Morère jahrelang mit dem Marquis de Tandray täuscht und ihm dadurch Ehre und Lebensglück zerstört, wie sie die Tochter nicht nur mit Kälte zurückstösst, sondern sie hasst, als die blühende Jungfrau die Gier ihres miserablen Anbeters erregt, und sie ihm verkuppelt, um ihn nicht zu verlieren, wie sie — wir sind noch nicht fertig — die Tochter mit deren Gatten täuscht, wenn man, sage ich, dies und noch manches andere zusammenhält, so muss man denn doch sagen: hier ist zu viel Schatten. Noch mehr aber: der Charakter Catherines ist unwahr, er leidet, wie wir zeigen wollen, an einem innern Widerspruch, und das ist ein Fehler des sonst so trefflichen Romans. Delpit betont in Catherine *la bête*, d. h. die geistige Beschränktheit neben unnatürlicher Sinnlichkeit, zwei allerdings wohl vereinbare Züge. Damit verbindet er Bigotterie. Wenn dadurch der Charakter noch ekelerregender wird, so bleibt er darum nicht minder wahr. Aus der Öde des Geistes und Herzens heraus kann wohl jenes Gefühl entstehen, mit dem man freilich den Namen „Religiosität“ nicht entweihen darf, jenes Gefühl der rein sinnlichen Betäubung der inneren Stimme durch die Äusserlichkeiten des Kultus. Gewagter scheint es uns, wenn Delpit Catherine zur Intrigantin macht. Dass sie den biedereren (!) Soldaten gefangen hat, mag man zugeben, aber den geistig

so hochstehenden M. de Morère? Unmöglich! Wer seine Ehre so heilig hält wie dieser, der ist doch auf der Hut, wenn er den wichtigen Schritt thut; er wird nicht eine Frau heiraten, deren Antecedentien er nicht kennt. Der Charakter M. de Morères leidet somit ebenfalls an einem innern Widerspruch, und dieser tritt noch schärfer hervor. Ist es verständlich, dass ein Ehrenmann — ein solcher ist M. de Morère — jahrelang den schmachvollen Verkehr seiner Gattin mit dem Marquis ansehen kann, ohne auf die eine oder andere Weise aus dieser unwürdigen Stellung sich zu befreien? Und was hält ihn davon zurück? Die Furcht vor dem Skandal! Das Qu'en dira-t-on? bestimmt ihn also mehr als die Stimme der eigenen Ehre. Noch unerklärlicher aber ist es, wenn eben dieser Ehrenmann zugibt, dass Diane, deren edles Herz das seine gewonnen hat, jenem Wüstling, dem Räuber seiner eigenen Ehre, geopfert wird. Was hilft es, wenn er nachher zu seiner Entschuldigung sagt: ich glaubte, sie liebte ihn!? Freilich hat es Diane selbst ihm zugestanden, doch er wusste, dass sie ein ganz unerfahrenes Kind war, das die Schlechtigkeit der Welt und insonderheit die der eigenen Mutter nicht ahnte. War es, da Diane seinen Namen trägt, nicht sein Recht und selbst seine Pflicht, der unnatürlichen Mutter entgegenzutreten und die Tochter aufzuklären? M. de Morère ist ein Schwächling, kein Mann der That. Wer den heutigen französischen Roman kennt, wird zugeben, dass wenige kraftvolle Männer darin auftreten; mögen sie es auch sonst sein, so sind sie es jedenfalls den Frauen gegenüber nicht, von denen dagegen eine grössere Zahl mit starkem Willen ausgestattet ist. Um bei unserem Roman zu bleiben, so ist nicht einmal der Held, Maximilien, in diesem Punkte frei von Schwäche. Dass Delpit den innern Widerspruch in seinem Charakter nicht gefühlt hat geht daraus hervor, dass er diese Schwäche überhaupt zum Ausdruck gebracht hat. Er hätte dies leicht vermeiden können, wenn er M. de Morère Dianes innern Wert erst nach, anstatt vor deren Hochzeit hätte erkennen lassen.

So sind also Catherine und M. de Morère verfehlte Charaktere; jedenfalls lässt sich darüber streiten, ob sie wahr sind. Übrigens treten sie zum Schluss mehr und mehr in den Hintergrund, M. de Morère, nachdem er den Marquis im Duell getötet, und dadurch den Liebenden das Hindernis ihres Glücks aus dem Wege geräumt hat, und Catherine, nachdem sie von M. Danglars, Maximiliens Gross- und Adoptivvater, gründlich entlarvt ist. Beide machen dem Heldenpaar Maximilien und Diane Platz. Ich sage „Heldenpaar“, und mit Recht, denn beide haben das Verlangen nach gegenseitigem Besitz bezwungen, und es fragt sich, wem der Sieg schwerer geworden ist, ob Diane, der gerade durch ihr Liebesglück die ganze Schwere der mütterlichen Schuld vor die Augen tritt und die sich eben deshalb dem geliebten Manne nicht schenken darf, oder ob Maximilien, der weiss, dass ihre Liebe jeder Gabe fähig ist! Der Tod des Marquis, scheint es, endet diese Entsagungszeit; auch geben sich die Liebenden der freudigen Hoffnung auf baldige Vereinigung hin. Diane erwacht zuerst aus diesem Traum, den die banalen Zeilen ihres Tauscheins grausam zerstören. Sie ist ja die Tochter Sorbiers, also Maximiliens Schwester! So sagt das Gesetz, das doch hier die Lüge beschützt. Ein rechtskundiger Freund weiss einen Ausweg. Maximilien muss auf Herausgabe des Sorbierschen Erbes klagen, Diane wird den Prozess verlieren, dabei wird sich, besonders auf Grund einer von Catherine selbst geschriebenen Erklärung, ergeben, dass Diane nicht Maximiliens Schwester ist. Maximilien fühlt zuerst, dass dieser Ausweg unmöglich ist, doch auch Diane ist bald enttäuscht: All den

Schmutz von Catherines Vergangenheit muss der Prozess zu Tage fördern, die Tochter muss ihn auf die Mutter werfen. Doch lassen wir sie selbst sprechen: „Moi, j'irais déshonorer ma mère. J'irais prendre les boues du passé pour les lui jeter au visage! J'irais demander à la tombe elle-même de s'ouvrir pour l'accuser! Je n'ai pas à savoir si elle m'a aimé ou non; si elle a été bonne, si elle a rempli son devoir, si elle a été coupable. Je suis sa fille: cela me suffit.“ Beider Entschluss ist gefasst. Die Dokumente, Catherines Erklärung, gehen in Flammen auf, ihre letzte Hoffnung ist dahin. Nichts bleibt ihnen: „Un peu de fumée! c'est ce que renferment tous les bonheurs humains“. Sie trennen sich, Maximilien, um auf seinen Entdeckungsreisen Ruhm für sein wundes Herz zu suchen, Diane, um bei den Schwestern von Saint-Vincent de Paul einzutreten. Da sie dem eigenen Kinde ihr Herz nicht schenken darf, so soll es dem Dienst der Menschheit gewidmet sein. Noch einmal sehen sich die Liebenden in Saint-Louis du Sénégal wieder. Maximilien will sich von hier in die Heimat zurückbegeben, als er vier Schwestern landen sieht, welche zur Krankenpflege in der vom gelben Fieber heimgesuchten Kolonie bestimmt sind. Eine von ihnen ist die Araberin Gemma, der er einst das Leben gerettet hat und die ihm seitdem in stummer Liebe zugethan geblieben ist, eine andere — Diane. Die Liebe ist noch nicht erloschen; ihr sagt es das Wort Joliette, das er der Jugendgespielin und später der Geliebten oft schmeichelnd zugerufen hatte, ihm der Blick aus ihren Augen. „Ma sœur“ ruft Maximilien, und damit schliesst der Roman; Geschwister sind sie, gleich gross in Liebe und Entsagung.

Dieser ideale Schluss ist von hoher Tragik, die um so erschütternder wirkt, je wahrer sie ist. Das Fatum der antiken Tragödie erscheint hier in moderner oder in christlicher Gestalt. Die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern. Der Fluch wird getilgt durch die Selbstbesiegung der letzteren. „Diane ne serait jamais à lui! Pourquoi? Qu'est-ce qui les séparait? Sa volonté à lui? Non! Sa volonté à elle? Non; mais une fatalité toute-puissante qui les dominait“.

Den Idealismus der beiden Hauptcharaktere, die mit Charlotte in Feuilletts Journal d'une Femme verwandt sind, hat Delpit durch scharfe Kontrastierung hervorgehoben. Der Hintergrund dieses Romanes ist die höhere französische Gesellschaft, aus der uns der Verfasser zahlreiche Figuren männlichen und weiblichen Geschlechts in scharfer Nüancierung vorführt. In ihren Salons herrscht entsetzliche Öde des Geistes und Herzens. Der einzige Gegenstand der Unterhaltung ist der liebe Nächste. Was gut und edel, wird gleichgiltig und gehässig in den Staub gezogen, dagegen finden unmoralische Verhältnisse Entschuldigung. Die Männer sind weibisch und frivol, die Frauen sittenlos und bigott. Mit Ekel wendet man sich davon ab. Als Maximilien im Hinblick auf das im Morgengrauen vor ihm liegende Paris sich fragt, was die Seele dieses grossen Körpers ernähre, da weiss er keine Antwort, dann sagt er: „dans les mœurs, la corruption; dans les croyances, le scepticisme; dans les idées, l'abaissement“. Und wie der Held zu dem Entschluss kommt, lieber zu leiden als in diesen Pfuhl herabzusinken, so rettet sich der Verfasser seinen Idealismus, den Glauben an die Humanität: „Ce ne sont que des maladies d'un moment. L'humanité veille. Qu'important des générations se ruant au plaisir, affolées par l'argent, et désertant l'idéal! L'exemple donné par l'élite suffit à enseigner la foule. Les vérités pénètrent lentement dans l'âme des peuples, mais rien ne les empêche de luire“. Schöne, mutige Worte in einer Zeit des Pessimismus!

Delpit ist somit den Idealisten beizuzählen. Seine Darstellung trägt freilich oft stark realistisches Gepräge. (Wir erinnern nur an die Stelle, wo die reine Jungfrau sich dem Wüstling opfern muss, dem sie gesetzlich gehört.) Doch dies ist wohl Zolas Einfluss zuzuschreiben, dem selbst seiner Richtung fern stehende Geister ebensowenig sich entziehen können wie Komponisten der alten Schule dem Wagnerianismus.

O. LOHMANN.

Folgenden, dem Herausgeber dieser Zschr., Koschwitz, in Folge seiner Rezension von D. Ashers „Über den Unterricht etc.“ (s. o. S. 2) zugegangenen Brief glauben wir unseren Lesern nicht vorenthalten zu dürfen.

D. Red.

Leipzig, den 11. Juli 1882.

Ihre heute empfangene Zusendung des Belegs Ihrer Rezension meiner Schrift hat mich insofern erfreut, als ich aus jeder Zeile ersah, wie sehr Sie sich über dieses „dürftige“ „Elaborat“ geärgert haben. Das wusste ich ja, dass ich damit in ein Wespennest stechen würde. Sie, junger Herr Professor, sind aber der erste, der seinen Groll und seine Galle so unverhohlen ausschüttet und so deutlich zu erkennen gibt und noch dazu die Keckheit besitzt, mir seine Salbaderei ins Haus zu schicken. Es hat Sie wohl meine Schrift an die Beschwerde Ihrer Zuhörer in Strassburg erinnert,¹⁾ dass Sie gar so sehr davon alteriert worden sind? Sie Ärmster!

Um Sie aber noch mehr zu ärgern und Ihnen heim zu leuchten, junger Herr Professor, verweise ich Sie auf das neueste Heft des Herrigschen „Archiv“. Da werden Sie lesen, wie ein ganz anderer Mann als Sie, eine Autorität, über meine Schrift urteilt. In seiner dort erwähnten zweiten Zuschrift sagt er:

„Ich unterscheide mich von Ihnen höchstens dadurch, dass ich noch weiter gehe als Sie, und dass die radikale Verkehrtheit dieses Universitäts-Unfugs oder Schlendrians (einen mildern Ausdruck finde ich nicht) es mir kaum möglich macht, über die Sache so ruhig und objektiv zu schreiben wie Sie.“

So schreibt ein Alexander Schmidt. Wenn Sie den Mann nicht kennen, tant pis pour vous, M. le professeur!

Sehen Sie, Leute wie Sie sind es, die mich leider so oft nötigen „von meiner werten Persönlichkeit“ zu reden. Ich werde übrigens bei vorkommender Gelegenheit auch noch öffentlich von Ihnen erzählen, denn Sie haben, wie man im Englischen sagt, added insult to injury, wenn auch letzteres mir kaum von Ihnen zugefügt werden kann. Nur sich selbst haben Sie durch Ihre Rezension geschadet. Begnügen Sie sich einstweilen mit dieser meiner Replik.

In tiefster Verehrung²⁾

Dr. O. Asher.

¹⁾ Ist mir unverständlich, wenigstens ist mir von Beschwerden meiner Strassburger Zuhörer nie etwas bekannt geworden. *Kz.*

²⁾ Verehrung ist durchgestrichen. *D. Red.*